

**Neue Zürcher Zeitung vom 23. / 24. 12. 2007**

## **Poesie des Alltagslebens. Über die Kunst, sich auch in der Moderne überraschen zu lassen.**

Von Gerhard Schulze

„Rosebud“ war der Name eines Schlittens und das Wort, mit dem der sterbende Milliardär und Medienmogul Citizen Kane im gleichnamigen Film von Orson Welles sein Leben aushaucht. Vielleicht war der Moment, als er den Schlitten als Kind armer Eltern geschenkt bekam, der glücklichste seines Lebens.

Je weiter die Zeit voranschreitet, desto schwerer wird es, dieses Glück noch einmal zu erfahren, im Leben des Einzelnen wie in der Geschichte aller, die sich auf den Pfad der Moderne begeben haben. Jahr für Jahr verwandelt sich die Welt ein Stückchen mehr in eine gigantische Wunscherfüllungsmaschine, getrieben von einer Unzufriedenheit, die durch keine Ankunft zu beschwichtigen ist. Ökonomisch gesehen ist Ankunft nicht die Lösung, sondern das Problem; psychisch gesehen verhält es sich genau umgekehrt. Die Moderne geriet zum Projekt systematischer kollektiver Selbstbescherung, erkauft durch das Schwinden freudiger Überraschbarkeit.

Rosebud: Zum Zauber der Kindheit gehörte einmal das Warten aufs Christkind. Das alle Jahre wieder zelebrierte Glück der Überraschung begann kurz nach den Herbstferien. Quälend langsam verging die Zeit bis zum ersehnten Moment der Bescherung am Heiligen Abend. Süße Phantasien, Rätselraten und harte Geduldsproben warteten auf das kindliche Gemüt. Und schließlich wurden Träume wahr – oder auch nicht. Das Risiko der Enttäuschung war das Gewürz der Überraschung. Nur wenn man nicht sicher sein kann, dass ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung geht, trifft einen die endlich erlangte Gewissheit mitten ins Herz.

Je seltener sehnliche Wünsche werden und je größer die Gewissheit ihrer Erfüllung, desto komplizierter wird das Überraschungsspiel „Weihnachten“. Während es sich globalisiert und Religionsgrenzen überspringt, verändern sich die Rahmenbedingungen seiner Spielbarkeit.

Die Idee, sich gegenseitig freudig zu überraschen, entmaterialisiert sich zunehmend. Sie entledigt sich der Päckchen und dringt zum Kern dessen vor, was eine schöne Überraschung eigentlich bedeutet.

Kontur gewinnt die schöne Überraschung in der Differenz zur bösen Überraschung: Jobverlust, Krankheit, Autounfall, Lebensmittelskandal, Selbstmordanschlag. Dass es wichtiger für das Überleben ist, das Schlimmste zu befürchten als das Beste zu erhoffen, hat sich in das menschliche Gehirn eingeschrieben. Die Evolution hielt die Optimisten klein und begünstigte die Paranoiker. Mit der Idee der schönen Überraschung schufen sich die Menschen eine Enklave in der kalten Logik der Natur. Listig verschafften sie sich Kurzausflug von der habituellen Angst vor der Katastrophe durch soziale Arrangements wechselseitiger Beglückung.

Wenn diese abenteuerliche Idee überhaupt funktionieren soll, muss sie genau geregelt sein, vor allem auch zeitlich, andererseits ist sie auf das dramaturgische Potenzial des Geheimnisses angewiesen. Die Rituale von Geburtstag und Weihnachten sind paradoxe Koppellungen von strenger Ritualisierung und völliger Offenheit, zutiefst menschliche Spiele im Sinne Schillers, Revolutionen der Zweckfreiheit gegen die Tyrannei von Zufall und Naturnotwendigkeit. Solche Spiele – auch die Liebe gehört dazu – sind prekär. Sie können gelingen oder abstürzen. Im Lauf der Zeit – biographisch wie historisch gesehen – nimmt das Risiko zu. Wer nicht lassen will von der Idee Schillers, muss seine Kulturtechniken aktualisieren.

Viele sind inzwischen als Autodidakten der schönen Überraschung im fortgeschrittenen Lebensalter und in der fortgeschrittenen Moderne unterwegs. Sie wurden zu Weihnachtsskeptikern, die sich jedes Jahr neu schwören, den Stress nicht noch einmal mitzumachen und die sich dem sozialen Totalphänomen dann doch nicht entziehen können. Schenken und beschenkt werden, sich freuen und Freude entgegennehmen, gerät immer öfter zur emotionalen Anstrengung. Viele, die sich nach Raum, Zeit, Leere, Schlichtheit und Übersichtlichkeit in ihrem Alltag sehnen, erleben Geschenke als das genaue Gegenteil, aber wehe, sie freuen sich nicht. Der verdrossene, heimlich gelangweilte oder enttäuschte Beschenkte muss eine komplizierte Komödie aufführen. Je kostbarer und teurer das Geschenk und je weniger er es brauchen kann, umso mehr muss er im Moment des Auspackens, des

Freudezeigens und Dankens seine wahren Gefühle in einem Gefühlsausbruch verbergen. „Das freut mich aber wirklich, ganz ehrlich!“

Zum Taktgefühl des Schenkens gehört es darum, den anderen nicht zu sehr zu verpflichten. Denn für seine guten oder gut gemeinten Gaben nimmt der Schenkende ebenfalls etwas entgegen. Während der Schenkende seinen Job mit dem Akt der Übergabe erledigt hat, beginnt der seines Gegenübers gerade erst. Die Dankbarkeit soll eine Weile anhalten, sie soll glaubwürdig sein, aber auch nicht übertrieben wirken. Schenken ist leichter als beschenkt werden, geben seliger als nehmen. Mit dem Erwachsenwerden kommt uns nicht nur das Glück der Vorfreude und der Überraschung mehr und mehr abhanden, sondern auch die Sicherheit im positiven Gefühlsausdruck, über den das Kind noch in rührenden Gesten verfügt.

Aber auch der Schenkende ist zunehmend gefordert. Es wird immer schwerer, beim Anderen noch eine Nische der Beschenkbarkeit zu entdecken. Mit steigendem Alter und Wohlstand ändern Geschenke deshalb immer häufiger ihren Charakter: Man bekommt keine Sachen mehr, sondern Erlebnisse. Opernbesuch statt Hausschuhe, Spaziergang statt Krawatte, Paris bei Nacht statt neuem Fernseher.

Mit dieser Neuausrichtung vollziehen wir im Kleinen nach, was die westlichen Gesellschaften im 21. Jahrhundert insgesamt prägt. Im Umgang mit der Erfüllung von Wünschen machen wir einen kollektiven Lernprozess durch: den allmählichen Übergang vom Können zum Sein; von der bloßen Erweiterung des Möglichkeitsraums zum immer raffinierteren Auskosten desselben. Die Begegnung mit der Welt und mit dem eigenen Leben steht nun im Vordergrund, nicht die ewig fortgesetzte Ansammlung von Gegenständen gleich den Kunstschätzen aus aller Welt im Keller von Citizen Kane.

Dem im Erwachsenenalter kompliziert gewordenen Verhältnis zu Überraschungen entspricht ein weiterer Entwicklungsschritt der gereiften Moderne: War diese in ihren Kindertagen von einer unstillbaren Überraschungslust, von einem durch nichts zu bremsenden Drang zu Risiko und Abenteuer ergriffen, hat sie sich immer mehr in Richtung einer überraschungsfeindlichen, risikoscheuen älteren Dame entwickelt, der Sicherheit und Besitzstandswahrung wichtiger sind als der Aufbruch zu neuen Ufern. Die Moderne sprang als Tiger los und endete als Bettvorleger. Sie hat die ständige Veränderung und Neuerfindung zur Normalität erhoben; als

Ordnung der Transformation hat sie die Möglichkeit der echten Überraschung durch Institutionalisierung weitgehend abgeschafft. Inzwischen sind wir so weit gekommen, dass uns nichts mehr verstört als das Ausbleiben von technischen Innovationen, bahnbrechenden Erfindungen und immer neuen Höchstleistungen. Was machen wir also unter diesen Bedingungen mit unserer menschlichen Spielfreude und der Lust an Überraschungen?

Rosebud: Von Anfang bis Ende geht Orson Welles' Film der Frage nach, wer oder was Rosebud gewesen sein könnte. Erst ganz zum Schluss klärt sich die Frage fast beiläufig. Die Suche nach Rosebud ist nicht nur das Requisite, der Aufhänger für die Rückschau auf das Leben Citizen Canes. Sie führt den Zuschauer auch zum Unterschied zwischen könnensgerichtetem und seinsgerichtetem Leben. Der Protagonist, so lernen wir, war reich und mächtig, er konnte alles, er hatte jede Möglichkeit, und doch fehlte ihm etwas Zentrales, fehlte ihm Rosebud, sein persönlicher Zugang zum Sein, sein Codewort zum Glück.

Rosebud bedeutet für jeden etwas anderes. Für den einen ist es ein Schlitten im Schnee, für den anderen ist es eine Reise oder ein Liebesbrief. Im Unterschied zu Citizen Cane warten wir jedoch nicht bis zum Sterbebett, bis wir das zum Ausdruck bringen. Bei aller Abgeklärtheit, Reife und Übersättigung sind wir ein Leben lang Wahrnehmende mit der Fähigkeit, das Wunderland des Konkreten täglich neu zu entdecken: Kommunikativ, intellektuell, kreativ, emotional. In der Begegnung mit der Natur, mit dem Gegenüber, mit der Kunst. Im ganz konkreten Tun, im tätigen Leben, der *vita activa*, wie es Hannah Arendt auf den Begriff brachte.

Mehr und mehr Menschen zeigen sich der Herausforderung des Überraschtwerdens durch den allgegenwärtigen Reichtum der konkreten Welt durchaus gewachsen. Sie verfügen über genug Konzentrationsfähigkeit und Fokussierungsvermögen, um beispielsweise die Poesie einer verrosteten Dachrinne zu entdecken. Die Formel der Kulturkritik, die Hinwendung zum eigenen Leben sei doch nur Affirmation, sei das abgeschmackte Ergebnis einer dekadenten „Spaßgesellschaft“, in der die Werte verfallen und der Egoismus regiert, war noch nie zur Beschreibung der fortgeschrittenen Moderne geeignet. Die Menschen sind klüger als die Kulturkritik sie braucht.

Es gab Zeiten, in denen materielle Überraschungen fast Selbstläufer waren. Das Geschenk als solches sorgte schon für die Freude. In der gereiften Moderne geht die Verantwortung für das

Überraschtwerden mehr und mehr vom Geschenk zum Beschenkten über – er selbst ist es, der das Geschenk erst herstellt, indem er die Welt so betrachtet, dass sie ihm im Hier und Jetzt begegnet. Überraschtwerden wird zur Frage der Selbstkultivierung.

Dazu gehört erstens die Fähigkeit zur Selbsterzählung und zur schönen Phantasie, die das reiche Innenleben vom Wunsch bis zu dessen Erfüllung ausmacht. Zweitens geht es um die Fähigkeit des kreativen Sehens, denn Überraschung bezieht sich auf etwas konkret Gegebenes. Das kann alles Mögliche sein: Ein Schlitten, eine verbeulte Blechbüchse, Musik hören in einem geräuschlos dahingleitenden Auto, ein Spaziergang im Regen mit einem alten Freund, der auf einmal vor der Tür stand. Aber man muss dieses Gegebene wahrnehmen und würdigen können, sonst ist es nichts wert, mehr noch: sonst ist nichts etwas wert.

Weihnachten in der westlichen Welt ist eine besondere Herausforderung, diese Fähigkeiten, die man als Kind noch hat, wieder aus der Mottenkiste des Lebens herauszuholen. Das Ignorieren dieser Herausforderung zelebriert der notorische Weihnachtsverweigerer: Er verbringt den Heiligen Abend in einer verrauchten Kneipe, behängt seine Zimmerpflanze mit leeren Coladosen, tut alles, um sich ein möglichst abseitiges Weihnachtserlebnis zu verschaffen. Zweifellos ist auch dabei Phantasie gefragt, schon allein, um sich nicht der Langeweile der Protestfolklore auszusetzen.

Die Annahme der Herausforderung scheint mir schwieriger, aber auch lohnender. Sie bedeutet, das Spiel „Weihnachten“ fortzuschreiben und es sich, unbeirrt von seiner Enteignung, als eigenes Spiel wieder zurückzuerobern. Menschen sind erfinderisch.

---